

wenn ich wieder so eine Notiz bekam. Was sollte ich nur tun? Ich konnte unmöglich gegen sie kämpfen. Sie waren zu fünft, ich war allein. Also entwickelte ich systematisch Strategien, um ihnen aus dem Weg zu gehen. Meine zwei älteren Schwestern waren meine Rettung – ihre Schule war nur einen Kilometer von meiner entfernt. Bevor die Klingel läutete, fragte ich also meinen Lehrer, ob ich als Erster rausgehen dürfte – ich müsste meine Schwestern von der Schule abholen. Es funktionierte, nach dem ersten Klingeln ließ der Lehrer mich gehen. Draußen angekommen, nahm ich meine Beine in die Hand und rannte zur Schule meiner großen Schwestern. Die waren mehr als überrascht, mich zu sehen. Weder sie noch meine Mutter oder die anderen Geschwister wussten, dass ich gemobbt wurde. Niemand sollte es wissen, schon gar nicht meine Mutter. Das war auch der Grund, warum ich nicht mit meinem Lehrer darüber sprach. Ich wusste, dass er meine Mutter in die Schule bestellen und über meine Probleme informieren würde. Innerhalb der Familie galt ich bereits als das Kind, das anders war. Ich konnte nicht auch noch das Kind sein, das gemobbt wurde. Ein paarmal funktionierte die Ausrede, ich hätte sie nur abholen wollen, dann wurde die jüngere meiner Schwestern misstrauisch, und schließlich musste ich ihr erzählen, was wirklich los war. Natürlich war ich zu stolz, mir von ihr helfen zu lassen. »Ich schaffe das schon. Ich versuche einfach, den Jungs aus dem Weg zu gehen.« Es half schon zu wissen, dass meine Schwester Bescheid wusste, mehr brauchte ich in jenem Moment nicht.

Einmal kam Bebe mir dann aber doch zu Hilfe – und sie brachte ihre Freundinnen mit. Sie konnte nicht tatenlos zusehen, wie ihr kleiner Bruder bedroht wurde, und wollte der Gruppe zumindest signalisieren, dass ich ihre Rückendeckung hatte. Wie erwartet zogen mich die Jungs an Ort und Stelle damit auf, dass ich die Clique meiner Schwester zum Schutz mitgebracht hatte, aber das war mir egal. »Ihr seid zu fünft, also bringe ich auch meine Leute mit. Ich kämpfe ganz sicher nicht alleine gegen euch alle.« Hätten sie sich tatsächlich mit uns angelegt? Ich weiß es nicht, denn an diesem Tag kam es nicht zur Prügelei. Die Schulgärtner wurden auf uns aufmerksam und ermahnten uns, wir sollten bloß nach Hause gehen, ansonsten würden sie unsere Namen notieren und der Schulleitung Bescheid geben. Diesen Tag beendete ich also mit einem kleinen Sieg, doch es würde ein nächster Tag folgen und ein nächster und ein nächster ...

Es war nicht so, dass ich mich nicht wehren konnte. In unserer Nachbarschaft wagte niemand, sich mit mir anzulegen. Ich war dafür bekannt, dass ich kämpfen konnte und auch dazu bereit war, wenn es sein musste – das wusste sogar meine Mutter. Schon mehrfach hatte sie mich vor die Tür geschickt, um meinen kleinen Bruder körperlich zu verteidigen, wenn er geärgert wurde, doch diese Jungs aus meiner Klasse waren zu fünft,

da hatte ich allein keine Chance. Manchmal kam es vor, dass mir ein Schulkamerad zur Seite stand, dann stellten wir uns gemeinsam der Gruppe und prügeln uns nach der Schule. Danach gingen alle mit Schürfwunden und schmutziger Kleidung nach Hause, und ich musste meiner Mutter erklären, warum ich so ramponiert aussah. Das war ein weiterer Grund, warum ich mich nicht prügeln wollte. Meine Kleidung ging kaputt, und ich bekam eine ordentliche Standpauke von meiner Mutter, die mich enttäuscht und fassungslos ansah, wenn ich nach Hause kam. Das allein war schon schlimm genug. Manchmal spielte ich verschiedene Szenarien durch und stellte mir vor, ich würde so schlimm verprügelt werden, dass ich ins Krankenhaus käme und meine Mutter viel Geld für meine Behandlung bezahlen müsste. All diese Gedanken und Ängste schwirrten dem kleinen Papis im Kopf herum. Für die meisten Kinder war Schule etwas Tolles. Man traf seine Freunde, man lernte zusammen, man erzählte, man lachte, man spielte. Für mich war jeder Tag eine Qual. Wenn ich morgens aufstand, freute ich mich zwar auf das gemeinsame Frühstück mit meiner Mutter und meinen Geschwistern, doch schon währenddessen holte mich die Angst vor dem ein, was danach kam: ein weiterer Schultag. In meinem Kopf kämpfte meine Angst gegen mein Gewissen an.

»Bitte, ich will nicht. Ich will nicht. Ich will nicht.«

»Du musst!«

Am liebsten hätte ich mich verkrochen, doch ich hatte keine Wahl – ich musste in die Schule. Jeden Tag griff ich mir also erneut meine Tasche, verließ das Haus und machte mich auf den Weg. Jede Faser in meinem Körper sträubte sich, mit jedem Schritt verkrampfte sich mein Magen mehr, mit jeder Minute wuchs meine Angst, legte sich um meine Kehle und schien mir die Luft zu nehmen.

Jeden Tag, Woche um Woche, Monat um Monat.

Mein Lehrer hatte längst bemerkt, dass etwas nicht stimmte, dass ich mich nicht ins Sozialleben der Klasse einfügte, dass die anderen sich lustig machten. Oft fragte er nicht einmal, warum ich früher gehen wollte. Ich denke, es war seine Art, mir zu helfen. Ein paarmal versuchte er, mit mir zu sprechen, und fragte mich, ob er mal mit meiner Mutter sprechen dürfte, das wusste ich aber zu verhindern: »Es ist alles okay. Es gibt nichts, was Sie mit meiner Mutter besprechen müssen.« Zu Beginn jeder Pause wartete ich, bis alle den Klassenraum verlassen hatten, erst dann ging auch ich nach draußen. Ich konnte nicht einfach mit den anderen gehen, ich musste warten, in welche Richtung die Jungs verschwanden, damit ich ihnen auf keinen Fall auf dem Weg nach draußen begegnete. Ich ließ mir Zeit mit dem Packen meiner Sachen und behielt dabei unauffällig die Klassentür im Auge. Immer und überall stand ich unter Strom und war

höchst wachsam, vom Betreten des Schulhofes am Morgen bis zum Moment, als zu Hause hinter mir die Wohnungstür ins Schloss fiel. Ich stand unter einem unglaublichen, ständigen Druck. Nach dem Unterricht hielt ich es meist genau wie in den Pausen. Sobald die Luft rein war, schnappte ich mir meine Sachen, lief in die entgegengesetzte Richtung und rannte zur Schule meiner Schwestern, oder ich nahm einen großen Umweg und lief dann nach Hause, wie ein Reh, das vor seinen Jägern davonlief und sich dabei verzweifelt fragte, warum es überhaupt gejagt wurde.

Ich hatte niemandem etwas getan, ich war kein schlechter Mensch. Womit verdiente ich es, so behandelt zu werden?

Doch es gab ein paar Dinge, an denen ich mich festhalten konnte. Meine guten Leistungen in der Schule machten mich stolz, außerdem war ich dankbar, meine Schwestern und Brüder an meiner Seite zu wissen. Wir hatten ein gutes Verhältnis zueinander, und sie waren da für mich. Wir lachten zusammen, wenn ich mal wieder den Clown in mir hervorholte, und so konnte ich für kurze Zeit meine Sorgen vergessen. Dennoch, wenn ich meine Mutter nicht so geliebt hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht mehr in die Schule gegangen, aber ich musste für sie stark sein. Sie tat viel für uns Kinder, sie arbeitete hart und bezahlte eine Menge Geld für unsere Bildung. Wir besuchten die beste Schule der Gegend – ich konnte unmöglich sagen, dass ich nicht mehr hingehen wollte, genauso wenig konnte ich meinen Eltern von den Vorfällen erzählen. Erst einmal hätten sie mir ohnehin nicht geglaubt, und wenn doch, hätten sie sich wahrscheinlich für mich geschämt, für den Schwächsten der Familie, für das Mobbing-Opfer. Ich hatte keine Wahl, ich musste durchhalten. Meine Mutter weiß bis heute nicht, was ich damals durchmachen musste.

Niemand, der nicht selbst Mobbing am eigenen Leib erlebt hat, kann das Gefühl vollständig nachempfinden. Es ist wie eine dunkle Wolke aus Hilflosigkeit, Verlorenheit und Angst, die einem nicht von der Seite weicht. Ein konstanter Druck auf der Brust und die niederschmetternde Gewissheit, dass man aus irgendeinem Grund nicht dazugehört, anders ist, nicht genügt. Bis heute hege ich die größte Empathie für Menschen, die psychische Gewalt erfahren, sei es im Erwachsenenalter oder als Kind. Oft wird unterschätzt, wie einschneidend und schmerzhaft derartige Erfahrungen sind, wie allein und isoliert man sich fühlt und wie sehr man sich schämt. Verzweifelt sucht man den Fehler bei sich selbst: Was stimmt mit mir nicht? Warum bin ich nicht »normal«? Warum gehöre ich nicht dazu?

Über die Zeit damals spreche ich nicht gern. Es tut zu weh, und ich habe mich über die Jahre daran gewöhnt, diesen Teil meiner Kindheit beiseitezuschieben, doch wenn ich

ehrlich zu mir selbst bin, hat mich diese Zeit wohl wie keine andere geprägt. Vermutlich ist ein Teil der Kraft, die ich in mir trage, in dieser Zeit entstanden. Die Kraft, immer weiterzumachen, es allen beweisen zu wollen und der Erste und Beste sein zu müssen – niemals aufzugeben.

Es sollte sich auszahlen. Als ich neun Jahre alt war, geschah etwas, was mein Leben grundlegend verändern sollte. An diesem Tag veränderten sich mein Blick, mein Alltag und meine Zukunft. Zum zweiten Mal in meinem Leben lernte ich das Laufen. Ich ahnte nicht, dass es mich eines Tages nach Europa bringen würde.

Lauf, Papis, lauf

»Vielleicht sehnte ich mich danach, erwachsen und frei zu sein, auszuziehen, die Welt zu erobern. Vielleicht war es das.«

Ich hätte zu gern meinen Gesichtsausdruck gesehen, als mein Lehrer, Mr. Diom, nach dem Sportunterricht zu mir kam und sagte: »Du hast Talent!« Ich konnte es gar nicht glauben. Ich hatte Talent? Im Laufen? Ich hatte doch gar nichts dafür getan, nicht gekämpft, nicht gelernt, gar nichts! Diese Erfahrung war neu für mich und tat unglaublich gut, nicht zuletzt deshalb, weil mein Lehrer sich noch am gleichen Tag an meine Mutter wandte und ihr davon erzählte, wie schnell ich laufen konnte. Dieser Tag war für mich schöner als jeder Geburtstag, er veränderte mein Leben. Mit ihrer Einwilligung wurde ich ins Läuferteam der Klasse aufgenommen. In der Schule gab es jedes Jahr in allen Fächern und Disziplinen Meisterschaften, in denen zunächst die Klassen und dann die Schulen gegeneinander antraten. Gemeinsam mit drei anderen Läufern durfte ich nun also meine Klasse repräsentieren.

Das Laufen war eine Befreiung für mich, eine neue Welt, in der ich all meine Unsicherheit, meinen Frust und meine Ängste umwandeln konnte. Das Laufen gab mir Kraft und Selbstbewusstsein. Jeden Tag nach der Schule wurden wir von Mr. Diom eine Stunde lang trainiert, angefeuert und gepusht. Wir waren noch jung, deshalb stoppte er unsere Zeit nicht, sondern verlieh nur den ersten, zweiten und dritten Platz. Ich liebte es! Es war eine völlig neue Form der Bestätigung und Anerkennung, eine neue Disziplin, in der ich mich beweisen konnte. Auf keinen Fall wollte ich den Lehrer enttäuschen, der so viel Potenzial in mir sah. Mein Ehrgeiz war geweckt.

Kurz darauf bekam meine Mutter das Angebot, für einige Zeit als Attachée des Botschafters in Gambia zu arbeiten. Gambia liegt mitten im Senegal, das Land zieht sich wie ein schmaler Streifen von der Atlantikküste in den Senegal hinein. Im Alter von zwölf Jahren ging ich also mit meiner Mutter und meinen fünf Geschwistern in die vergleichsweise kleine Hauptstadt Banjul, direkt an der Küste gelegen und mit dem Auto etwa 300 Kilometer von Dakar entfernt. Im Volksmund ist die Stadt auch als »City of Light«, also »Stadt des Lichts« bekannt. Sie ist sehr lebendig und scheint nie zu schlafen, besonders während religiöser Festtage, zu traditionellen Festen oder